

Nr. 131 Bydgoszcz, 11. Juni Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(18. Fortsetzung.)

28.

Es verwundert sich Nikolaus Tschinderle nicht, daß der nasse Elias nimmer wiederkehrt. Wie er zuletzt mit ihm allein ist verblieben, da war es ihm gewiß, es sollte ihm auch der letzte Bruder genommen werden. Und jetzt ist es so weit: Der Räuberhauptmann ist allein.

Er hat nicht mehr die Ruh, an einem Ort zu verweilen wie früher, es treibt ihn herum wie ein Wild, das weidwund worden ist, aus dem hohen Farn in den kurzen Speik, aus dem Wald in die freie Höhe. Die Almen sind leer, die Hirten haben das Vieh abgetrieben, und es läutet keine Kuhglocke mehr, die einen vielleicht hätt ein wenig trösten können. In der Früh liegt Reif auf dem Boden, als hätt es in der Nacht einen Finger hoch geschneit, und kein Almhahnl wispert mehr im Zirbenbaum. Die Lärchen sind gelb, und Vögel reisen über das Gebirg. Es ist einem fremd geworden, und Frost läuft über den Leib.

Bitter ist es, im Herbst vor einem leeren Acker zu stehen.

Jetzt erst spürt Nikolaus Tschinderle, wie weit die Almen sind, ein Mensch allein, wenn sein Herz so schwer ist, wandert sie nicht aus. Wenn die Soldaten des Schwarzen Zeno nur endlich kommen möchten, um ihn zu fangen, müssen es ja wohl aus dem Elias gepreßt haben, wo sich der Räuberhauptmann umtreibt. Er macht es ihnen ja leicht, ist den lieben langen Tag immer auf der freien Alm, ihrer drei müßten zwischen Morgen und Abend todsicher auf ihn stoßen. Aber man vernimmt kein Hundegebell und keinen Menschentritt, man könnt das Gebirg stehlen, und der Schwarze Zeno wird sich auch nicht rühren. Die bittere Gall steigt dem Nikolaus Tschinderle in den Hals herauf.

Soll vielleicht auf Frühling, Sommer und Herbst Streusand geschüttet sein? Will der Schwarze Zeno auf solche billige Art seine Milde und Gnad erweisen? Nein, Herr Fürst, ein Räuberhauptmann läßt sich nichts schenken, der will zahlen nach Gebühr. Die Leute werden schon merken, wozu der Schneider imstand ist, werden nicht mehr spotten und lachen, wenn sie hören, daß er sich selber an den Strick geliefert hat.

Ein paar Tage steigt er noch kreuz und quer im Gebirg, er will haben, daß es Sonntag ist, wenn er nach Sankt Herberg kommt, er wird es schon so einrichten, daß viele Menschen auf dem Platz beisammen sind. Und als triebe ihn auch der Berg Michaelhut in das Tal hinunter, glänzt der an dem letzten Tag von frischem Schnee.

Er darf nicht daran denken, wie er als der Schneider mit fünf Leuten ist in das Gebirg hinaufgestiegen, und jetzt geht er als der Räuberhauptmann allein herab. Mitternacht haben die Sterne gezeigt, da hat er sich schon aufgemacht, daß er zurecht kommt zur Meßzeit in Sankt Herberg, denn unterwegs muß er oft verharren.

Die Menschen meinen alle, es wäre der Geist des Nikolaus Tschinderle, der da mitten durch ihren Haufen geht, wie könnte er sich selber an das Licht getrauen, wo sie ihm Frevel und Untat nachsagen. Er schaut nicht links, er schaut nicht rechts, er geht die Straße geradeaus, bei einem Stadttor hinein, bei andern hinaus; daß hinter ihm ein fürchtiges Gered zurückbleibt, das spürt er wohl.

Im Schloß Artushof die Wache kennt ihn nicht, und weil er tut, als wär sie Luft, kommt er leicht auf die breite Stiege. Wird sich in dem Schloß nicht verirren, der Schneider Nikolaus Tschinderle, ist früher oft genug hier gewesen und weiß, wo man um diese Stund den Schwarzen Zeno antreffen könnt, oder doch einen Diener. Er ist noch nicht auf der letzten Stufe oben, da meint er, er müßt über alle wieder hinunterfallen, es tanzen die steinernen Leute um ihn, die da aufgestellt sind, und er muß sich an der Mauer anhalten.

Da ist nämlich jemand aus einer Tür herausgetreten, macht ein paar schnelle Schritte über den Gang hin und möcht wieder in eine andere Tür hinein verschwinden. Und es ist niemand anderer als der Graf. Ja, hat der ein Vogelnest im Kopf? Will der am hellichten Tag den Schwarzen Zeno berauben? Nikolaus Tschinderle weiß in diesem Augenblick nicht, soll er sich freuen, daß er den Grafen wiedergefunden hat, soll er dem Verwegenen zürnen. Leise ruft er ihn an: „Graf!“

Den reißt es auf dem Absatz herum, und gleich erkennt er den Hauptmann.

„Um Gottes willen, was tust du hier?“ bangt er.

„Das möcht ich dich fragen.“

„Schnell fort, fort, ehe sie dich haben.“

„Eil dich nur du, Graf, und sorg dich nicht um mich.“

Es geht wieder eine Tür auf. Noch ist niemand herausgetreten, da ist schon Nikolaus Tschinderle hineingesprungen. Er will mir die Mauer machen, er verhilft mir zur Flucht, weiß Graf Ildefons sogleich, und er möchte ihm nach.

Aber noch in der Tür holt ihn eine gute Absicht ein. Nein, der Hauptmann muß in seinem Glauben verbleiben, und er soll nie erfahren, wer der Graf gewesen ist. So ist ihm diese letzte Treue jetzt besser bedankt, als wenn man ihm seine Augen auftun möcht. Aber dem Fürsten wird man davon berichten, es kommt zu dem Übrigen hinzu, das über den Räuberhauptmann Nikolaus Tschinderle schon ist geredet und verhandelt worden.

Es muß gerad der Herr von Merlyn sein, auf den Nikolaus Tschinderle da in der Tür gestoßen ist. Wie er

in all dem Dickicht um Kinn und Mund den Räuber erkennt, der ihn schon im Traum geängstigt hat und jetzt leibhaftig im Schloß erschienen ist, glaubt er, der Räuberhauptmann hat mit seiner Bande Artushof überfallen, und es muß ein schöner Haufen beisammen sein, wenn er am hellen Sonntag daherkommt. Und weil der Herr von Merlyn seinen allergnädigsten Herrn, auf den es dieser Kerl wohl abgesehen haben mag, warnen will, strengt er seine dünne Altherrenstimme an und schickt einen Schrei zur nächsten Tür, und noch einen. Sind zwar nur armselig, aber der Schwarze Zeno hört sie doch.

„Warum schreien Sie wie am Spieß, Merlyn?“ fragt er unwillig in der Tür.

„Oh, Räuber ... Durchlaucht ... Räuber“, stottert der feine Herr.

„Was reden Sie für einen Unsinn?“

„Hier ... der ... Räuberhauptmann ...“ Und er weist auf Nikolaus Tschinderle.

Da kommt das schwarze Aug zu ihm hin und verweilt ein wenig an seinem Gesicht.

„Da schau, der Schneider.“

„Durchlaucht ...“ meckert Herr von Merlyn, „er hat ... das Schloß ... überfallen.“

„Gehen Sie schlafen, Merlyn, und träumen Sie weiter.“

„Ich werde die Wache rufen.“ Und er hüpft an die Tür.

„Mit dem werde ich schon selber fertig ... Ich brauche Sie nicht, Merlyn.“

Und jetzt sind sie allein, Fürst und Räuberhauptmann, Riese und Männlein, und sie messen sich wie zwei Hähne.

„Er macht ja schöne Geschichten“, poltert der Schwarzbart.

„Euer Durchlaucht können mich ja dafür strafen“, sagt still und gefaßt der Schneider.

„Den Hintern werd ich Ihm vollhauen lassen.“

Ein Blitz schießt durch Nikolaus Tschinderle hin. Gelte ich so gering, daß ich so leicht büßen soll? Will man mich auch noch um den letzten Ruhm betrügen?

„Euer Durchlaucht wissen nicht, was ich und meine Leut getan haben.“

„Grillen gekitzelt und das Maul gewetzt.“

„Wir haben geraubt und Brand gelegt, auch ein paar umgebracht.“

„Schermäus vielleicht ... Man hat mir von Seiner Bande berichtet.“

„Die haben gelogen.“

„Es reicht gerad für den Narrenturm.“

Jetzt reckt sich Nikolaus Tschinderle auf.

„Ist eine neue Weis, daß man Räuber mit Narren verwechselt.“

„Sei Er vernünftig, Schneider, geh Er wieder zu Bügeleisen und Nadel. Ein Kreuz über seine Dummheit.“

„Sollen die Leute im Land sagen: Unser Fürst hat das Recht gebrochen?“

Da donnert der Schwarze Zeno: „Ich weiß selber am besten, was Recht ist und was Unsinn.“

„Dann dürfen Euer Durchlaucht einen Räuberhauptmann nicht laufen lassen.“

„Was will Er denn, zum Teufel?“

„Sterben, wie es mir zusteht.“

„Er ist wohl nicht bei Trost?“

„Euer Durchlaucht müssen mich vor das Gericht stellen.“

„Das kann Er haben, wenn Er so sehr darauf brennt. Und das Gericht wird Ihm seinen Teil zusprechen.“

Der Schwarze Zeno schellt, gleich darauf ist Herr von Merlyn wieder im Zimmer, er ist also doch nicht weit von seinem Herrn fortgewichen.

„Rufen Sie die Wache, Merlyn“, fordert der Fürst.

Und den Nikolaus Tschinderle greint er an:

„Wenn mir alle Schneider solche Geschichten machen täten, möcht ich sie abschaffen. Lieber lauf ich nackt herum.“

Zweien Liebenden

Von Herbert Böhme

Nun nehmt die Ringe nicht mehr ab,
daß Gott sie glühend brenne
und euer Blut sich bis ans Grab
zum Fahnenschwur bekenne.

Schließt eure Herzen liebend auf,
empfangt, wie ihr verschwendet,
für eures Lebens Kampf und Lauf
sind sie euch zugewendet.

Und hebt die Blicke himmelan!
Der diesen Tag gegeben,
geht euch auf hellem Weg voran.
Folgt ihm und lebt das Leben!

29.

„Der Schneider soll sein Theater haben“, hat der Schwarze Zeno bestimmt, „wird nachher schon geheilt sein von seiner Narretei.“

„Sie sollen ihn aber nicht wie einen Räuber behandeln“, bittet Graf Ildefons.

„Hab keine Sorg. Der wird im Kotter seine guten Tage haben.“

Und wahrhaftig, sie stellen ihm Speis und Trank hin, als wollten sie ihn mästen. Nikolaus Tschinderle aber rührt nur wenig davon an, satt wird er von der Freude, daß sie ihm nun den Prozeß machen, angeklagt ist er als Räuberhauptmann, jetzt wird endlich das Land widerhallen von seinem Ruhm, in Gemünd die Kramersfrau Afra Glückauf wird es vernehmen, daß er nicht bloß so ein armseliger Windwachel gewesen ist, bloß ein kleiner Schneider.

Wenn sie später einmal von dem Gebirg erzählen werden, von dem Wassermann im Blauen Tumpf und der Wasserjungfrau im Wasserfall, von den Goldgräbern und dem schwarzen Almjäger, dann muß die Red auch auf ihn kommen, auf den Räuberhauptmann Nikolaus Tschinderle und seine Leut. Selber ist er in die Schlingen gestiegen, werden sie sagen, und wie ein Held hat er den Tod gelitten. Ja, ist ein arger Räuber gewesen, aber doch ein Held.

So malt er sich die künftige Ehr und hat eine gute Weile dafür, denn die Richter lassen sich Zeit. Er glaubt, daß er schuldig ist und reif für den Strick, aber er weiß nicht, wie da einige Menschen von allen Seiten in die Akten hineinreden, seiner Durchlaucht wohlgelittener Leibjäger Achilles, der Schwarze Zeno selber hat ihn zu der Aussage befohlen, Graf Ildefons und Lucina; ihre Müh ist groß, daß sie beinah einen höllischen Spitzbuben zu einem Engel reinwaschen könnten.

Und noch etwas weiß der Schneider nicht: Wie ihn die Wache quer über den Hof geführt hat, da schaut gerad einer durch das Gitter herab, ist so lang, daß sein Kopf zum Fenster hinaufreicht. Es hat der Elias den Nikolaus Tschinderle wohl mit einem Zuruf grüßen wollen, aber alles wird plötzlich zu Eis in ihm, wie er bedenkt: Haben sie den Hauptmann jetzt auch. Und dann: Er möcht seine Schand doch nicht verraten. So duckt er halt seinen Kopf.

Es geht schon auf Allerheiligen zu, da führen sie den Nikolaus Tschinderle vor das Gericht. Es sind ein paar alte Herren, die ihn richten sollen; merkwürdig, keiner hält seinem Auge stand.

Wessen er sich bezichtigt, fragt der in der Mitte.

Er hat manches begangen, und auf jedes einzelne steht der Tod.

(Schluß folgt)

Georg Christoph Lichtenberg.

Im Jahre 1742 wurde in Oberramstadt bei Darmstadt als jüngstes von 18 Kindern des Pfarrers Johann Konrad Lichtenberg, der spätere Philosoph Georg Christoph Lichtenberg geboren. Er gehört heute zu den meistgelesensten und immer wieder zitierten deutschen Denkern. Es ist ein Verdienst des Verlages Alfred Koerner in Stuttgart, eine Sammlung „Aphorismen, Briefe und Schriften" Lichtenbergs herausgebracht zu haben. Sie sind in Koerners Taschenausgabe als Band 154 erschienen. Paul Requadt, der die Herausgabe besorgte, hat eine interessante Einleitung geschrieben und das Leben dieses geistreichen Mannes in großen Zügen aufgezeichnet. Von 1752—1761 besuchte er die Darmstädter Stadtschule und das Pädagogium, studierte dann in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften und wurde 1767 zum Professor der Mathematik und zum Lehrer der englischen Sprache an der Universität Gießen ernannt. Er unterrichtete dann in Göttingen, unternahm Reisen in die verschiedensten Gegenden Deutschlands und nach England und wurde 1778 Schriftleiter des bei Dieterich erscheinenden Göttinger Taschenkalenders. 1788 wird Lichtenberg königlich großbritannischer Hofrat. Neben vielen anderen allgemein verständlichen Arbeiten hat er auch eine kurze Biographie von Nikolaus Coppernicus geschrieben, die 1795, vier Jahre vor seinem Tode, erschienen ist.

Seine Aphorismen sind es vor allen Dingen, die immer Anregung und Erlebnis sein können. Nicht nur die Tiefe der Gedanken ist es, sondern auch die geistreiche Form, in der sie geboten werden, die immer wieder zur Lektüre veranlassen. In einer seiner Notizen sagt er: „Wer zwei Paar Hosen hat, mache eins zu Geld und schaffe sich dieses Buch an!" Das gleiche möchten wir unter Hinweis auf die „Aphorismen, Briefe und Schriften" aus dem Koerner-Verlag sagen, aus dem wir einige Worte als Kostprobe hier zum Abdruck bringen:

Er pflegte seine obern und untern Seelenkräfte das „Ober- und Unterhaus" zu nennen und sehr oft ließ das erstere eine Bill passieren, die das letztere verwarf.

*

Ich gehe zuweilen in acht Tagen nicht aus dem Hause und lebe sehr vergnügt. Ein ebenso langer Hausarrest auf Befehl würde mich in eine Krankheit werfen. Wo Freiheit zu denken ist, da bewegt man sich mit einer Leichtigkeit in seinem Zirkel, wo Gedankenzwang ist, da kommen auch die erlaubten mit einer scheuen Miene hervor.

*

Es tun sehr viele Sachen weh, die anderen nur leid tun.

*

Jeder Mensch hat auch seine moralische Backside (Hinterseite), die er nicht ohne Not zeigt und die er so lange als möglich mit den Hosen des guten Anstandes zudeckt.

*

In jedes Menschen Charakter sitzt etwas, das sich nicht brechen läßt — das Knochengebäude des Charakters und dieses ändern wollen, heißt immer, ein Schaf das Apportieren lehren.

*

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

*

Die Handlungen eines Menschen, die Beschaffenheit seines Hauswesens sind gemeiniglich Fortsätze seiner inneren Beschaffenheit, seines Gehirns usw., sowie der Magnet dem Eisenstaub, Form und Ordnung gibt.

*

Man muß keinem Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand auf das Herz legt.

*

Die kleinsten Unteroffiziere sind die stolzesten.

*

Es gibt manche Leute, die nicht eher hören, bis man ihnen die Ohren abschneidet.

*

Ist es nicht sonderbar, daß eine wörtliche Übersetzung fast immer eine schlechte ist? Und doch läßt sich alles gut übersetzen. Man sieht hieraus, wieviel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen; es heißt, das Volk ganz kennen, das sie spricht.

*

Empfindsam zu schreiben, dazu ist mehr nötig als Tränen und Mondschein.

*

„Die buntesten Vögel singen am schlechtesten" gilt auch vom Menschen, und wo Prachtstil ist, da muß man nie tiefe Gedanken suchen.

*

Der gute Schriftsteller ist, der viel und lange gelesen und nach hundert Jahren noch in mancherlei Format aufgelegt und eben dadurch das Vergnügen des Menschen im allgemeinen wird. Das ganze menschliche Geschlecht lobt nur das Gute, das Individuum oft das Schlechte.

*

Er hatte seine Bibliothek verwachsen, so wie man eine Weste verwächst. Bibliotheken können überhaupt der Seele zu enge und zu weit werden.

*

Ein Buch ist ein Spiegel; wenn ein Affe hineinsieht, so kann kein Apostel herausgucken.

*

Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?

Der Garten.

Erzählung von **Paulrichard Heusel**.

Gerda liebte ihren Garten. Wie die Welt des Vaters sein Arbeitszimmer war, die Ordnung in dem geräumigen Hause der Mutter oblag, so gehörte Gerda der Garten. Nicht eigentlich wie etwas, für das man verantwortlich ist — dazu fehlte es ihr an Kenntnissen, und ihre eigenen gärtnerischen Versuche schlugen meist fehl —, sondern eher wie etwas Schönes, das einfach da ist und an dem man sich freut.

Vor dem Haus, nach der stillen Straße zu, lagen nur ein paar Blumenbeete, aber ein großes Stück Land streckte sich nach hinten hinaus bis an die Wiesen. Da gab es einen kleinen Gemüsegarten, Johannisbeersträucher und Heckenrosen, grünen Rasen, auf dem Obstbäume standen. Diese Bäume waren Gerdas Freunde. Hier saß sie am liebsten, man sah weder das Haus noch etwas von der Nachbarschaft und war allein — und es gab Tage, an denen Gerda froh war, allein zu sein. Hier konnte man lesen oder auch träumen und ungestört einen Brief an Peter schreiben.

Als nun wieder einmal der Garten darauf wartete, daß man sich um ihn kümmere, war es, als hätte Gerda ihn vergessen. In Wirklichkeit war es wohl so, daß die Stille des Gartens wie eine Insel des Ausruhens und der Wunschlosigkeit sie erfreut hatte, doch gab es daneben andere Freuden, Hoffnungen und Erlebnisse. Als sie sich von Peter trennen mußte, hatte niemand es ausgesprochen, aber sie fühlten es wohl beide: Immer entfernt sein führt doch zum Verlieren, wenn es auch das Herz noch nicht glauben will. Und die Briefe, die sie sich dann noch schrieben, waren nur ein Nachklingen, ein freundliches Händereichen zum Abschied.

Sie war allein, und Peter fehlte ihr. Aber sie suchte die Lücke nicht auszufüllen. Der Winter brachte ohnedies keine öglichkeiten, mit Mensche zusammenzukommen, wi esi mmm Möglichkeiten, mit Menschen zusammenzukommen, wie sie zu anderen Zeiten die Großstadt und die nahe See boten, und obendrein gab es für den Vater genug zu tun, daß kaum am Abend Zeit blieb, ein Buch zu lesen. So kam das Frühjahr. Und plötzlich war die Sonne da. Verwundert ging Gerda durch den Garten. Wahrhaftig da schauten schon die Knospen hervor. Sah die Welt wirklich auf einmal anders aus?

Und die Sonne blieb. Wenn der Vater nicht zu Hause war, legte sich Gerda in den Garten und ließ sich von der warmen Luft streicheln. Immer mehr kamen die kleinen Blättchen hervor, die Büsche standen schon in leuchtendem

Gelb. Eines Tages beschaffte sich Gerda aus der Gärtnerei Samen und legte ein kleines Rondell von Stiefmütterchen an, rund um einen Birnbaum. Hübsch würde das aussehen, wenn die Blüten herauskämen. Jeden Tag schaute Gerda nach, und der Himmel half ihrem Eifer.

An einem Sonntag kam Besuch, ehemalige Nachbarn, die jetzt in der Stadt wohnten, seitdem Heinz, der Sohn, dort seinen festen Beruf hatte. Nach dem Mittagessen überließ man die Jugend sich selbst. Gerda und Heinz, die sich schon als Kinder kannten, gingen spazieren — es war nicht weit bis zu den Hügeln, die den Ort einsäumten, und zu dem Wald, an dessen Rand die Birken standen. Es ist doch merkwürdig, dachte Gerda, wenn ein Junge, der immer ein guter Kamerad war, plötzlich ein Mann ist! Sie war sehr froh an diesem Tag. Am Abend wollte sie Heinz noch ein paar Platten vorspielen. Der Apparat stand in ihrem Zimmer. War es Erinnerung oder Sehnsucht, die eine Melodie weckte, war es der Gedanke an Peter, dessen Bild sie sah — es schien ihr ganz natürlich, daß Heinz den Arm um sie legte und sie küßte. Und er schaute etwas verwundert auf das hingegebene Gesicht, weil er nicht wußte, wielange Gerda auf Küsse gewartet hatte.

Und damit war alles anders geworden. Nicht fragen, nicht nachdenken — nur das Gefühl auskosten, daß ein Mensch da war, immer, wenn sie ihn brauchte, daß es wieder Freude und Lachen gab. Kein Sonntag verging, an dem Heinz nicht kam; aber sie blieben nie im Garten, sondern streiften immer durch die Nachbarschaft, und der Wald sah zwei junge und glückliche Menschen.

Eines Tages sagte Heinz: „Gerda, ich möchte einmal mit dir fortfahren, irgendwohin, wo wir allein sind — willst du?"

Ja, sie wollte es. Warum ableugnen, was man von Anfang an schon klar vor sich sah?

„Ist es dir Pfingsten recht?"

„Ja Heinz, es wird schon gehen —"

Bis tief in den Mai hinein war es kühl und regnerisch. Gerda fuhr häufiger wie früher in die Stadt, wo man Einkäufe machen oder in ein Kino gehen konnte — und wo Heinz war. Eines Abends kam sie verwirrt und bedrückt zurück, es hatte Streit gegeben, die Ursache war unwichtig, aber es hatte sie erschüttert, daß dies überhaupt möglich war. Auf der Bahn dann dachte sie sehr nüchtern nach: Was verband sie eigentlich mit Heinz? Kameradschaft war es nicht mehr, Liebe war es noch nicht — wußte sie überhaupt, ob er diese Entwicklung gewollt hatte? Bemüht darum hatte er sich nicht, er war nur zur rechten Zeit da als Gerda spürte, daß der Frühling kommt.

Am anderen Morgen ging sie in den Garten. Die Bäume blühten schon, aber betroffen sah Gerda, daß von ihrer Stiefmütterchen-Pflanzung nur ein paar ärmliche Stauden übrig waren, die anderen waren erfroren und vieles vielleicht gar nicht aufgegangen. Da wurde es sehr still in ihr. So ist es nun wohl, dachte sie: Was schnell blühen und sich entfalten will, hat keinen Bestand — gut, es ist vorbei, nicht mehr daran denken, es war nicht der Wille, der entschied, sondern die Sonne, irgend etwas, wogegen man sich nicht wehren konnte; aber die Bäume, die lange Zeit zur Entwicklung brauchten, blühen. Auch wenn ein langer Winter über ihnen lag. Und dann richtete sich das Mädchen Gerda auf; auch sie war ein junger Baum, an dessen Wurzel und Wachstum Jahre gearbeitet hatten: die Jahre mit Peter. Das ging nicht unter, das hatte Bestand — Peter, sagte sie leise, es soll nicht umsonst gewesen sein, was du aus mir gemacht hast; jetzt weiß ich doch erst, daß das Blühen nur Sinn hat, wenn Mühe und Wunsch dahinter stecken, reife Früchte werden zu lassen! —

Zu Pfingsten kamen viele Gäste in das Haus. Auch Heinz war dabei. Er fand ein freundliches und herzliches Mädchen, aber nicht die Gerda der vergangenen Monate, und darum wohl scheute er sich, davon zu sprechen, daß sie sich einmal diese Tage anders vorgestellt hatten. Es war ein sonniger und friedlicher Tag. Die Obstbäume standen in voller Blüte.

„Wollen wir nicht dein Zimmer mit ein paar Zweigen schmücken?" fragte Heinz.

Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Heinz, dann sind sie in einer Woche verblüht, und im Herbst haben wir nichts zu ernten. Das Jahr ist doch lang. Die Freude ist doch nur von kurzer Dauer, wenn man sich leicht Blüten pflückt; ich glaube, Gärtner zu sein, um etwas zum Blühen zu bringen, gibt mehr Gewinn —"

Er sah lange in das liebe, schmale Gesicht, dann war Gerda so froh, als sie an dem Druck seiner Hand erkannte, daß sie sich verstanden.

Der schöne Mann.

Heiteres Geschichtchen von Erwin Sedding.

Er hieß Köllner und genoß weniger seiner filmischen Leistungen als seines guten Aussehens halber die Bewunderung sehr vieler Frauen.

Neulich war er in Garmisch, wo seine Herstellergruppe einen Winter-Spielfilm mit ihm drehte. Unverhofft einsetzendes Tauwetter zwang den Aufnahmeleiter, die Arbeit zu unterbrechen. Sämtliche Darsteller erhielten „befristeten Urlaub" mit dem Vermerk, sich am Ort zur Verfügung zu halten.

Köllner, seit langem überanstrengt, wollte die kurze Pause bis zum nächsten Frost nützen, um einmal ernstlich auszuspannen. Aber in Garmisch hielt er das für undurchführbar. Auf der Straße verfolgte ihn die holde Weiblichkeit mit ihren Bitten um ein Autogramm, und abends, in den Hotels, saßen überall Freunde und Berufskameraden, die ihn an ihre Tische zogen. Nein, ihm konnte nur ein Dörfchen helfen, das nichts vom Fremdenverkehr wußte, das talwärts und abseits lag, irgendwo!

Entschlossen verständigte Köllner die Herren des Vorstandes von seiner Absicht, beantwortete ihre spöttischen Anspielungen mit ehernem Schweigen und fuhr aufs Geratewohl los.

Er hatte Glück. Er fand ein verlorenes Nest inmitten einer schönen Landschaft, einen sauberen, stillen Gasthof und einen Wirt darin, wie er in Märchenbüchern lebt: dickbäuchig, hausväterlich, würdevoll, der höchstpersönlich alle Zimmer vor dem Gast aufklinkte.

Köllner ordnete die Abholung seines Gepäcks und machte anschließend einen kleinen Abendspaziergang. Als er zurückkehrte, dämmerte es. Vor dem Gasthof, noch halb auf der Straße, erkannte er seinen gemütlichen Alten, der ihm scheinbar auflauerte.

„Nun, bleibt's Wetter feucht?" begann Köllner.

Aber der Wirt ließ sich auf nichts ein. Dem Gast gegen den Flauschmantel tippend, warf er einen scheuen Blick nach der Eingangstür.

„I hoab Ihren Anmeldezettel g'lesen, Herr!" flüsterte er. „Wann's also der echte Köllner sein, der „Film-Köllner" — alsdann hoab' i koan Zimmer net frei fier Eahna!"

Köllner, verblüfft, begann zu lachen. „Machen Sie keine Scherze! Wie soll ich das verstehen, zum Kuckuck? Kennen Sie mich denn überhaupt?"

„I net!" tuschelte der Dicke. „Aber die Emma, was meine Frau is, und die Bertel, wo bei uns die Zimmerl auswascht — — kurz und gut? 'tut mir leid, aber furt missen's!"

Köllner wurde ärgerlich. „Glauben Sie denn im Ernst, daß ich hierher gefahren bin, um Ihrer Bertel oder Emma den Kopf zu verdrehen, hm? Mann, überlegen Sie doch, was Sie reden! Ich will meine Ruhe haben, weiter nichts!"

„Ja, ja!" stieß der Alte hervor. „Un wann's ums Verdreh'n is —: so lang, als wir's Kientöppl g'baut ham, dös tun's alleweil zwei Moal die Woch'! Nö, nö, — do gibt's goar keine Flausen net, und Ihre Koffer, daß Sie's wissen — die sein schon unten auf'm Bahnhof!"

„Da hört sich doch — —"

„Aber i laß mir nix nachsagen!" schloß der Biedere, während er dem gefährlichen Gast ein rechteckiges Pappstückchen in die Hand schob. „Von wo sein's kimma? Dobier is die Fahrkart'n nach Garmisch! I bezoahl's!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym:
Hermann Dittmann, Bydgoszcz.